

"Niemand citieren" : Carl Spitteler's gebildete Bildungskritik

Autor(en): **Utz, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Colloquium Helveticum : cahiers suisses de littérature générale et comparée = Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft = quaderni svizzeri di letteratura generale e comparata**

Band (Jahr): - **(2021)**

Heft 50: **Zur Aktualität von Spitteler's Texten : komparatistische Perspektiven = Quelle actualité pour Spitteler? : Perspectives comparatives**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1006300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Peter Utz

„Niemals citieren“

Carl Spittlers gebildete Bildungskritik

L'attitude paradoxale de Spitteler face à la culture littéraire qui est devenue, sous le terme de „Bildung“, un marqueur identitaire propre à bourgeoisie allemande, se manifeste particulièrement dans ses travaux de journaliste. Dans ses „feuilletons“ littéraires, il promet non sans ironie de ne jamais recourir à des citations, ces pierres précieuses qui ornent les discours de l'époque. Toutefois, ses polémiques présupposent bien d'autres formes de références littéraires auprès de ses lecteurs. Un exemple en est l'engagement de Spitteler lors des commémorations du centenaire de la mort de Schiller en 1905 : Il prête sa voix à une statue de Schiller pour attaquer de front le culte contemporain de l'écrivain. La critique de la récupération de la tradition classique est ainsi convertie en créativité nouvelle, et elle devient une pierre angulaire de la collection *Lachende Wahrheiten* avec laquelle le journaliste Spitteler annonce ses propres ambitions littéraires.

Spitteler ist in die Welt der bürgerlichen Bildung zwar hineingewachsen, aber in ihr nie ganz heimisch geworden. Dass er besonders Jacob Burckhardt „geradezu alle nichttheologische Bildung verdanke“, hat er später gerne gestanden (VI, 427).¹ Denn „Bildung“ verspricht ihm den Zugang zum literarischen Markt und zu jenem Bürgertum, das sich in der „Bildung“ erkennt und sie zu seinem Wert- und Identitätsbegriff gemacht hat. Besonders in Deutschland hat es sich als eigene Schicht etabliert; in Abgrenzung gegen das Finanzbürgertum akkumuliert es „Bildung“ als sein symbolisches Kapital. „Bildung“ erwirbt man, vermehrt sie, macht sie zum Besitz. Um zu dieser Schicht zu gehören, muss man jene Codes und Schlüsselworte kennen, welche die Institutionen und Medien des Bildungsbürgertums vermitteln. „Bildung“ ist insofern exklusiv und inklusiv zugleich. Gleichzeitig wird sie auch immer deutlicher nationalisiert; höchst symptomatisch, dass sich der deutsche Begriff der „Bildung“ nur schwer in die anderen europäischen Sprachen übersetzen lässt. Seine Referenzwelt ist die deutsche Klassik, die sich ihrerseits auf die klassische Antike bezieht.

1 Zit. bei Werner Stauffacher. *Carl Spitteler. Biographie*. Zürich/München: Artemis, 1973, S. 42. – Die Werke Spittelers werden im Folgenden direkt nachgewiesen mit römischer Band- und arabischer Seitenzahl nach der Ausgabe: Carl Spitteler. *Gesammelte Werke*. Hg. Gottfried Bohnenblust/Wilhelm Altwegg/Robert Faesi. Zürich: Artemis, 1945-1958.

Spittellers epische Großwerke, beginnend mit *Prometheus*, spielen virtuos mit dieser mehrfachen Referenz; wie sie sich in komplexer Raffinesse auf die Welt der „Bildung“ beziehen und wie sie diese auch beim Leser voraussetzen, wäre weiter ausgreifend zu untersuchen. Hier dagegen soll der Fokus auf der feuilletonistischen Tätigkeit Spittellers liegen, die in der Forschung ohnehin noch wenig beleuchtet worden ist.² Denn an den kleinen Formen des Feuilletons treten das Profil, aber auch die inneren Widersprüche von Spittellers Umgang mit der Bildung in eigener Weise hervor. Das literarische Feuilleton, wie es sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts im ganzen deutschsprachigen Raum allmählich etabliert, formt diese Bildungswelt maßgeblich mit, indem es deren Werte wachhält und aktualisiert und indem es eine Kommunikationsgemeinschaft bildet, die sich in ihnen erkennt. Gleichzeitig wird es gerade für Spitteler auch zum Forum einer Bildungskritik, die das voraussetzt, was sie kritisiert.

Dass eine Kritik an dieser bürgerlichen Bildungskonjunktur auch ihre Institutionen und ihre Medien, besonders die Zeitungen, einschließen muss, das macht in den gleichen Jahren Friedrich Nietzsche vor. In ihm hätte Spitteler in Basel einen Verbündeten finden können. Doch Spitteler ist dem nur ein Jahr älteren Jungprofessor nie direkt begegnet, und er kommt erst später in einen brieflichen Austausch mit ihm. Nietzsches fünf Vorträge von 1872 *Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten* bleiben zu seinen Lebzeiten unveröffentlicht. In ihnen erweist Nietzsche zwar einer Stadt die Ehre, „die in einem unverhältnismäßig großartigen Sinne die Bildung und Erziehung ihrer Bürger zu fördern sucht“.³ Seine Kritik am „unermüdlichen Bildungsgeschrei“ der Gegenwart⁴, an den Bildungsinstitutionen und ihrem Bildungskonzept, an die er das Maß einer an den Griechen geschulten klassischen „Bildung“ anlegt, ist jedoch nicht weniger scharf. Dabei verschont er weder Schule noch Universität. Speziell ins Visier nimmt er zudem die „Tagezlöhneri“ der Journalistik: Sie bewirke eine „Erweiterung und Verminderung

2 Die aktuelle Feuilletonforschung hat von Spitteler als Feuilletonisten noch kaum Kenntnis genommen. Zur Feuilletonforschung vgl.: *Die lange Geschichte der kleinen Form. Beiträge zur Feuilletonforschung*. Hg. Kai Kauffmann/Erhard Schütz. Berlin: Weidler, 2000 – Kernmayer, Hildegard/Reibnitz, Barbara von/Schütz, Erhard. „Perspektiven der Feuilletonforschung“. *Zeitschrift für Germanistik* 22,3 (2012), S. 494-508, sowie die weiteren Beiträge in diesem Heft – *Feuilleton. Schreiben an der Schnittstelle zwischen Journalismus und Literatur*. Hg. Hildegard Kernmayer/Simone Jung. Bielefeld: transcript, 2017 – in Vorbereitung: *Handbuch Feuilleton*. Hg. Marc Reichwein/Hildegard Kernmayer/Michael Pilz/Erhard Schütz. Stuttgart: Metzler, 2021.

3 Friedrich Nietzsche. „Über die Zukunft unserer Bildungsanstalten“. *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden (KSA)*. Hg. Giorgio Colli/Mazzino Montinari. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag, 1980, Bd. 1, S. 652.

4 Ebd., S. 706.

der Bildung“ gleichzeitig, indem sie als „klebrige Vermittlungsschicht“ zwischen allen Wissenschaften „geradezu an die Stelle der Bildung“ trete. Darin wittert er die potentielle „Verkehrung aller Bildungsbestrebungen“, ja eine eigentliche „Bildungsbarbarei“. ⁵ Denn „Journal und Zeitung“ richten sich nur an die „plebejische Öffentlichkeit der sogenannten ‚Kulturinteressen‘“. ⁶ Konsequent mündet Nietzsches polemische Analyse denn auch in das Postulat einer ‚echten‘ Bildung nur für eine kleine Elite. Seine anspruchsvollen, mit kulturellen Referenzen gespickten Vorträge setzen sie eigentlich schon voraus.

Spitteler wird sich als Bildungskritiker in analoge Widersprüche verwickeln. Anders als Nietzsche erlebt er jedoch die Spannung zwischen dem literarischen Olymp und dem journalistischen Tagesgeschäft, zwischen dem Epos und dem Feuilleton, am eigenen Leib. Und er hält sie zumindest für kürzere Zeit auch aus und versucht sie produktiv zu machen. Als Journalist stürzt er sich ab 1885 in die Untiefen der von Nietzsche verachteten „plebejischen Öffentlichkeit“. Bei der Basler *Grenzpost* wird er zum Mann für alles; er schreibt sowohl politische Leitartikel wie auch Feuilletons in der kulturellen Rubrik ‚unter dem Strich‘. ⁷ Wie eine literarische Kompensation zu diesem Tagesgeschäft lässt er sich in der gleichen Zeit lyrisch gehen, in der Sammlung *Schmetterlinge*. ⁸ Auch während seiner Zeit als Feuilletonredakteur der *Neuen Zürcher Zeitung*, wo er ab 1890 in eine Zentrale des bürgerlichen Kulturbetriebs aufrückt, hält er sich in den *Literarischen Gleichnissen* lyrisch schadlos für die Feuilletonfron; die gereimten Gleichnisse treffen gelegentlich sogar jenen Bildungsbetrieb, den der Feuilletonist mit am Laufen hält. So mischt der *Zwerg Salomo* im Hof von Alexandrien auf dem Gipfel eines wachsenden „Bücherbergs“ aus allen Büchern „einen abstrakten Brei“, nur damit man merke, „wie grundgelehrt er sei.“ (III, 373)

Spitteler hält den Spagat zwischen der Treitmühle des Feuilletons und seinen literarischen Ambitionen, die auch die Distanz zum alltäglichen „Bildungsgeschrei“ voraussetzen, nicht lange aus. Nach nur zwei Jahren verabschiedet er sich wieder von der *Neuen Zürcher Zeitung*. Dies begründet er gegenüber seinem Feuilletonisten-Freund Joseph Victor Widmann damit, es gebe eben „keine Unabhängigkeit im Feuilleton“; die Chefredaktion setze einen „Rahmen“, den man „als Schriftsteller u. Feuilletonredactor spürt“, und er habe schon bei der *Grenzpost* und in den *Basler Nachrichten* einen „Cursus der Abhängigkeit durchgemacht“, von dem er sich nun befreien

⁵ Ebd., S. 671.

⁶ Ebd., S. 706.

⁷ Vgl. dazu Stauffacher. Spitteler (wie Anm. 1), S. 387-404. – Spittelers feuilletonistische Arbeit am *Grenzboten* ist noch nicht hinlänglich analysiert und dokumentiert; es fehlt bereits an einer Übersicht über all seine Beiträge.

⁸ Vgl. den Beitrag von Ralph Müller in diesem Band.

wolle.⁹ Zwar bleibt Spitteler ab 1892 im Feuilleton weiterhin präsent, doch nun mit der Freiheit des freien, gelegentlichen Mitarbeiters.

Doch auch als Feuilletonist versucht Spitteler, die bürgerliche Bildungswelt von innen her zu kritisieren. Dabei verstrickt er sich in das Paradox einer gebildeten Bildungskritik, die im Einspruch gegen die bürgerliche Kultur diese voraussetzt und gerade nochmals aufruft. Das soll im Folgenden an einigen Beispielen untersucht werden. Exemplarisch kann dafür jener Verriss stehen, den Spitteler im ersten Jahr seiner Tätigkeit als Feuilletonredakteur der *Neuen Zürcher Zeitung* am 3. August 1890 in einer Sammelbesprechung unter dem Titel *Litteraturbericht* veröffentlicht. Er gilt dem sensationellen Erfolgsbuch von Julius Langbehn: *Rembrandt als Erzieher* (1890), das in einem Jahr bereits 12 Auflagen erlebt hat. Spitteler macht daraus gleich im ersten Satz ein repräsentatives Symptom eines „Zeitalters“ der fragwürdigen „litterarischen Bildung“:

Wenn ein Zeitalter vor lauter litterarischer Bildung dermaßen blasiert ist, daß es nicht mehr weiß, was es will [...].¹⁰

Dann bleibe ihm nur noch der Griff zu einem Buch, das ein „gesundes, naives Zeitalter“ einfach unter die „gelehrten verkehrten Schmöker“ in den Winkel einer Bibliothek geworfen hätte. Denn neben seiner abstrusen Grundthese, die Rembrandt zu einem Heilsbringer, einer Art Jesus Christus der deutschen Nation erhebt, habe das Buch nur die „aufgestapelte Gelehrsamkeit“ einer „Realencyklopädie“ zu bieten:

Alles kennt der Verfasser, Vieles weiß er, nichts versteht er. [...] ‚Rembrandt als Erzieher‘ ist eine fleißige Scharteke, das Werk eines Bücherwurmes, der an unverdauter Bildung erstickte und deshalb den Inhalt seines gelehrten Kropfes von sich gab. Mag man nun noch 24 Auflagen drucken, so wird das Werk dadurch schwerlich besser werden, unsere Generation aber vor der Nachwelt noch lächerlicher dastehen.

Mit dieser scharfen Diagnose trifft Spitteler nicht nur das Buch und seine Zeit, sondern er behält auch prophetisch recht: *Rembrandt als Erzieher* wird bis Ende 1892 einundvierzig und als Kultbuch der Nationalsozialisten bis 1940 über neunzig Auflagen erleben. Die potentielle Perversion der deutschen „Bildung“ ist ihm schon 1890 eingeschrieben, und Spitteler liest sie hellseherisch aus ihm heraus.

9 Spitteler an Widmann, Feb. 1892. *Carl Spitteler – Joseph Victor Widmann: Briefwechsel*. Hg. Werner Stauffacher. Bern/Stuttgart/Wien: Haupt, 1998. S. 228f. Vgl. auch Stauffacher. Spitteler (wie Anm. 1), S. 441.

10 „Litteraturbericht“. *Neue Zürcher Zeitung*, 3.8.1890.

Die Repräsentativität des Phänomens und seiner Kritik daran sind Spitteler offensichtlich bewusst. Darum greift er den Langbehn-Verriss aus seiner Sammelbesprechung heraus, als er, nun von den Fesseln des Lohnschreibens für die Zeitung befreit, seine Feuilletons in gesammelter, überarbeiteter Buchform als Schriftsteller in eigener Verantwortung publiziert.¹¹ Die *Lachenden Wahrheiten* erscheinen 1898 in erster Auflage bei Eugen Diederichs in Leipzig. Nun wird aus den losen Feuilletons ein Buch, das seinen Platz in den bürgerlichen Bücherschränken sucht und findet: Vier weitere Ausgaben, immer wieder angereichert und modifiziert, folgen zu Lebzeiten des Autors.

Mit diesem Buch schafft sich Spitteler ein eigenes Medium seiner essayistischen Zeitkritik, außerhalb des direkten Feuilletonbetriebs. Im Titel meldet er den Anspruch auf exemplarisch formulierte, überzeitliche „Wahrheiten“ an. Eine wichtige dieser „Wahrheiten“ betrifft die „Bildung“. Ihre Kritik ist ein Grundtenor des Buchs, nicht nur an einem so krassen Beispiel wie Langbehn. Spitteler stellt in allen Auflagen der *Lachenden Wahrheiten* einen Artikel an die Spitze, der den bürgerlichen Bildungsbegriff direkt angreift: *Kunstfron und Kunstgenuß*. Mit diesem Aufsatz hatte Spitteler 1887 in der von Ferdinand Avenarius neu gegründeten Zeitschrift *Kunstwart* debütiert¹² – Nietzsches Empfehlung hatte ihm diese Publikationsmöglichkeit in Deutschland eröffnet. In dieser deutschen Zeitschrift, die sich an ein spezifischeres Publikum richtet als das Feuilleton der helvetischen Tageszeitungen und in der sich auch längere Essays unterbringen lassen, fühlt Spitteler sich freier. So lässt er sich gleich beim ersten Auftritt in der Zeitschrift zu einem bildungskritischen Pamphlet hinreißen: Er plädiert für einen „Kunstgenuß“, der nicht zur „Kunstfron“ pervertiert werden soll, indem er für eine falsch verstandene „Bildung“ instrumentalisiert wird. Spitteler sieht den ohnehin „erschreckend hohen Spiegel der Bildungsflut“ (VII, 583) noch steigen, und er polemisiert gegen die „drückendste Sklaverei der modernen Welt“, die „Bildungsfron“ (VII, 581) und die „falsche, krampfhaft Kunstbildungswut“ (VII, 582). Damit ruft er gleich einen Entrüstungsturm hervor und veranlasst den Herausgeber Avenarius in der folgenden Nummer zu einem eigenen, viel weicher gespülten Leitartikel zum Thema *Bildung* und einer beschwichtigenden Erklärung.¹³ Spitteler hat offensichtlich mit seiner

11 Der neue Titel des Artikels heißt nun *Eine junge Scharteke*, womit die in Spittelers Zeit noch häufigere Formel von der „alten Scharteke“ für ein altes, wertloses Buch mit dem Attribut „jung“ gleich noch als jugendlich aufgemotztes Symptom eines Zeitalters, das sich für modern halten will, denunziert wird. Auch der Einleitungsabschnitt wird von Spitteler für die Buchausgabe modifiziert (VII, 554-556).

12 *Der Kunstwart*, Jg. 1 (1887), 2. Heft, S. 13-14.

13 *Der Kunstwart*, Jg. 1 (1887), 3. Heft, S. 25-27 („Bildung“), und ebd. S. 33 („Sprechsaal“). Spitteler erinnert 1897 aus Anlass der Vorstellung von *Lachende*

Bildungskritik gleich an einen Nerv der Zeit und seines bildungsbürgerlichen Publikums gegriffen.

Indem er mit diesem umstrittenen Artikel zehn Jahre später, im Jahr 1898, die *Lachenden Wahrheiten* eröffnet, macht er das Buch zum Forum eines Kampfs, den er nun in seinem eigenen Namen als Schriftsteller weiterführen kann. Explizit auf den deutschen Bildungsbegriff zielt auch ein Aphorismus, den Spitteler ab der zweiten Ausgabe von 1905 in den *Lachenden Wahrheiten* platziert – die Erstpublikation im *Kunstwart* von 1903 enthielt diesen Satz noch nicht¹⁴:

Was ist Bildung? Bildung ist das Nationallaster der Deutschen. (VII, 575)

Damit setzt Spitteler in seiner Polemik noch einen ‚nationalen‘ Akzent: Nur weil „Bildung“ so sehr ins Identitätsmuster der „verspäteten Nation“ eingewoben ist, kann sie zu einem spezifischen „Nationallaster der Deutschen“ werden. Spitteler wagt es, sie als Schweizer Autor zu denunzieren, und dies in einem Buch, das in einem deutschen Verlag erscheint.

Den schweizerischen Autoren rät Spitteler dagegen in dem Aufsatz *Die Volkserzählung in der Schweiz*, der 1891 im deutschen *Magazin für Literatur* erscheint¹⁵, sie müssten sich emanzipieren, auch vom Erbe Gotthelfs, und dazu „wäre eben jene raffinierte ästhetische Einsicht nötig, die nur durch die höchste persönliche literarische Bildung erreicht werden kann“ (VII, 502). Was die Deutschen zu viel haben, das fehlt also den Schweizern:

Es gibt in der Schweiz nur noch einen einzigen Weg zur Natur, und dieser führt über die höchsten Gipfel der Kunst und Bildung. (VII, 503)

Mit dem Roman *Imago* (1906) hingegen wendet Spitteler seine Bildungskritik wieder gegen eine spießbürgerliche „Hölle der Gemütlichkeit“ (IV, 317), die man leicht in der Schweiz lokalisieren kann. Im Verein „Idealia“, der getrieben ist von einem „ewigen Bildungsdurst“ (IV, 318), erfährt Viktor, der Held des Romans, wie „Bildung“ als Numerus Clausus der Zugehörigkeit zur Gesellschaft funktioniert.¹⁶ Bildungskritik wird hier direkt zur Gesellschaftskritik. Sie gipfelt in der Polemik Viktors:

Wahrheiten an den „Sturm der Entrüstung um und um, ein Wutschrei des Direktors der Königlichen Akademie in Berlin, ein Hagel von Protesten und Erwidierungen, eine Verwüstung von zahlreichen Abonnementskündigungen“ (IX, 579).

14 *Der Kunstwart*, Jg. 16 (1903) 2. Juniheft 1903, S. 281f.

15 *Magazin für Literatur*, 13.8.1892 (VII, 496-503).

16 Zum Roman und zur „Idealia“ vgl. den Beitrag von Magnus Wieland in diesem Band.

Oh ihr jauchzenden Eiszapfen! Eure Bildung, eure Wonne über Kunst und Literatur? Wenn man euch zur Rechten die Tür zum Paradiese auftäte und zur Linken einen Vortrag über das Paradies ankündigte, ihr würdet sämtlich am Paradies vorbei in den Vortrag laufen. „Interessant, interessant!“ (IV, 334f.)

So zeigt sich schon an diesen wenigen Beispielen, wie Spitteler seine Bildungskritik zwischen Zeitung, Zeitschrift und Buchpublikation und in der sensiblen Spannung zwischen schweizerischem und deutschem Resonanzraum je unterschiedlich ausrichtet. Immer aber argumentiert er mit zahlreichen literarischen Referenzen. Sie rufen ihrerseits jenes Bildungswissen ab, das er bei seinen Lesern voraussetzen kann, das er aber gleichzeitig als „Bildungsflut“ und „Bildungsfron“ anprangert.

Diese Paradoxien von Spittelers gebildeter Bildungskritik kristallisieren sich am Problem des Zitats und des Zitierens. Es ist das sprachliche Abzeichen der Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum. Victor, der Held von *Imago*, wird als „hochschulgebildeter Mann“ für einen Festprolog eingespannt, denn es kommen darin ja „selbstverständlich auch griechische und lateinische Zitate vor“ (IV, 386). Zwar entledigt sich Victor noch dieser Aufgabe, doch am Ende ergreift er die Flucht aus dieser Bildungshölle. Damit lässt er auch die Zitatkultur hinter sich. Dazu rät schon vorher auch der Verfasser. In einem Feuilleton *Vom Dilettantenstil*, das zunächst in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 14.2.1902 erscheint, warnt Spitteler vor Schwulst, Gemeinplätzen und Fremdwörtern. Davor müsse man sich hüten.

Und namentlich vor Fremdgedanken, den Citaten. Ich sage wie der Zahnarzt: Der schlechteste eigene Gedanke ist besser als der beste fremde. Ich wenigstens habe mir zum Gesetz gemacht, niemals zu citieren. Und habe mich wohl und gesund dabei befunden.¹⁷

Auch diese Warnung vor fremden Gedankenimplantaten scheint Spitteler so wichtig, dass er den Artikel, um einige Passagen gekürzt, aber mit der gleichen Dentistenpointe, auch in die zweite Auflage der *Lachenden Wahrheiten* von 1905 übernimmt (VII, 459-461).¹⁸ Ob und wie Spitteler dieses selbstaufgelegte „Gesetz“ befolgt hat und wie dabei das Paradox gebildeter Bildungskritik selbst wieder produktiv wird, soll in der Folge an weiteren Feuilletonbeiträgen untersucht werden.

Dazu ist allerdings ein vorgängiger Blick auf die zeitgenössische Zitatkultur notwendig. In ihr kondensiert sich die „Bildung“ und zeigt sich in ihrer Veräußerlichung zum sozialen Statussymbol. Dies materialisiert sich im Deutschen in einem höchst erfolgreichen Buch: Georg Büchmanns

¹⁷ *Neue Zürcher Zeitung*, 14.2.1902.

¹⁸ Dort wird er zusammen mit *Von den Schriftstellern* unter dem Obertitel *Schweizerisches* geführt (VII, 456-461).

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes. Dieses Buch stellt ab 1864 in immer wieder aktualisierten Auflagen gewissermaßen die wohlfeile, portable Extraktversion des bürgerlichen Bücherschranks dar und ist wiederum meist in diesem vertreten. Der Titel, aus Homer entlehnt, wird seinerseits bald zum geflügelten Wort. Er bezeichnet sprichwörtliche Redensarten, vor allem aber auch beliebte Zitate aus der Literatur, die Georg Büchmann unermüdlich weiter sammelt.¹⁹ Hier kann der Bildungsbürger das, was ihm an Redensarten zufliegt, identifizieren und dem Autor zuordnen.²⁰ Beim Blättern im *Büchmann* kann er sich aber auch rhetorisch aufrüsten, da Zitate die eigene Rede nicht nur schmücken, sondern auch legitimieren. Im Rekurs auf die sogenannten „Klassiker“ eignet sich der Sprecher deren überzeitliche Autorität an. Und er macht sich zum Teil einer Kommunikationsgemeinschaft, die sich in und an solchen Zitaten erkennt.

Der *Büchmann* wird zum Scheckbuch des symbolischen Bildungskapitals, das man bei jeder Gelegenheit zücken kann. Darum erlebt der *Büchmann* schon im 19. Jahrhundert zahlreiche, immer wieder ergänzte Auflagen. Nach dem Tod von Georg Büchmann 1884 werden die folgenden Auflagen im Berliner Schloss redigiert; die 25. Auflage von 1912 ist direkt dem Kaiser gewidmet, und entsprechende Feldausgaben trägt man im Ersten Weltkrieg an der Front mit sich. Jene „Bildung“, in die sich das deutsche Bürgertum mit seinen Bücherwänden einmauert, wird zur nationalen Waffe und zum politischen Herrschaftsinstrument – als „Nationallaster der Deutschen“ hatte sie Spitteler ja schon 1905 denunziert.

Mit seinem Gebot, niemals zu zitieren, reagiert Spitteler 1902 auf die problematische Allgegenwart der Zitate im deutschen Bildungs- und Literaturbetrieb. Aber schon viel früher greift er dieses Phänomen feuilletonistisch auf: Am 11. Februar 1886 publiziert er in der in Basel erscheinenden *Schweizer Grenzpost* einen Aufsatz *Vom Citieren*, von dem er später nur einen kleinen Ausschnitt in die *Lachenden Wahrheiten* aufnehmen wird. Der Artikel ist deshalb bisher völlig unbeachtet und schwer zugänglich geblieben. Er verdient aber als Manifest zur Problematik der bürgerlichen Zitatkultur und von Spittelers Bildungskritik gleichermaßen eine eingehendere Betrachtung – und einige ausführlichere Zitate.

Spitteler hebt gleich grundsätzlich an: Man könnte eigentlich ein Buch schreiben mit dem Titel „Vom Citieren“, das als alleinigen Inhalt den Satz

19 Vgl. Günter Hess. „Vom Flug der Worte und Bilder. Büchmanns Citatenschatz als Medium deutscher Bildungs- und Ideologieggeschichte im 19. und 20. Jahrhundert“. *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930*. Hg. Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann. Stuttgart: M&P, 1997, S. 233-294.

20 Vgl. Bettine Menke. „Zitat, Zitierbarkeit, Zitierfähigkeit“. *Anführen – Vorführen – Aufführen. Texte zum Zitieren*. Hg. Volker Pantenburg/Niels Plath. Bielefeld: Aisthesis, 2002, S. 273-280, hier S. 280.

hätte: „citieren soll man nicht“.²¹ Einzig im Bereich der Wissenschaft könne das Zitieren akzeptiert werden, als Teil einer wissenschaftlichen Beweisführung. Doch wenn man eine „Wahrheit“ glaube zitierend durch Autoritäten stützen zu müssen, sei dies auf jeden Fall ein Fehler. Erst recht inakzeptabel sei das „Citat“ als Bildungsbeweis:

Als Beweis für die Gelehrsamkeit des Autors hingegen bedeutet das Citat schon einen Fehler, indem es hier zu viel beweist, nämlich die Geschmackslosigkeit des Schriftstellers.

Spitteler führt als Beispiel ein ihm vorliegendes Buch eines nicht genannten Verfassers an, in dem allerorts „schöne Sprüche“ hervorleuchteten, „von Moses über Empedocles bis Goethe und Schiller“.

Was lerne ich daraus und was nützt mir das? Ich lerne, dass der Verfasser königlich-kaiserlicher wirklicher geheimer Confusionsrath und Ritter vom eisernen Stirnband erster Klasse ist, und es nützt mir, daß ich an dem Buch weiter keine Zeit verliere. Als Warnung des Autors für den Leser mag also das Dichtercitieren empfohlen werden.

Das „Dichtercitieren“, vor dem Spitteler warnt, ist das Symptom einer Veräußerlichung der literarischen Kultur, die Spitteler in der Folge als eine grassierende „Seuche“ geißelt, die vor allem auch die Gesprächskultur befallen habe:

Leider unterliegt derjenige, der sich einmal das Citieren im Gespräch erlaubt, sehr bald der Versuchung, sein Verschen überall anzubringen, und es entsteht dadurch eine fürchterliche ansteckende Seuche, die sich über eine ganze Familie und zuweilen über ein ganzes Stadtviertel erstreckt.

Spitteler gibt dann konkrete Beispiele für die „Epidemien“, bei denen ein Schlüsselwort den Zitatenreflex auslöst:

Erzähle ich, dass ich einen Regenschirm verloren, schnell ruft es aus sieben Mündern: ‚Noch ist Polen nicht verloren‘; finde ich es in einem Garten angenehm kühl, so singt ein Chor: ‚In einem kühlen Grunde‘.

Der *Büchmann* würde wissen, dass diese Zitate aus dem polnischen *Dom-browskimarsch* beziehungsweise aus Eichendorffs *Das zerbrochene Ringlein* stammen. Spittelers Leser erfährt dies jedoch nicht explizit. Die Reihe weiterer Zitate und Anspielungen, die Spitteler folgen lässt, setzen alle voraus,

21 Diese und die folgenden Zitate: „Vom Citieren“. *Schweizer Grenzpost und Tagblatt der Stadt Basel*, 11.2.1886.

dass der Leser des *Grenzboten* den Originalkontext der Zitate kennt oder zumindest deren schiefe, vereinnahmende Verwendung durchschaut. Spitteler selbst spielt virtuos auf jenem „Citatenklavier“, als das er den „deutschen Parnaß“ kritisiert:

Jedes Wort des Wörterbuchs wirkt da wie eine Taste am Citatenklavier. Wo die Seuche bösartig auftritt und akut verläuft, bedarf es nicht einmal der Worte, um das Klavier tönen zu machen; es bildet sich da in den Köpfen eine Art Pedal, so daß die Stimmen vom deutschen Parnaß immerfort klingen.

Am deutlichsten wird die Problematik von Spittelers paradoxem Spiel an der folgenden Stelle:

Eine junge Dame vermeide sorgfältig Diamanten und Perlen zu tragen, will sie nicht eine Probe von jungdeutscher Poesie wachrufen.

Damit bezieht sich Spitteler auf das Gedicht von Heinrich Heine aus dem *Buch der Lieder*:

Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehrt,
Und hast die schönsten Augen –
Mein Liebchen, was willst du mehr?²²

Spitteler nennt Heine nicht direkt, spielt aber auf diese Zeilen an. Die Anspielung, als camouflierte Version des Zitats, setzt dabei beim Leser eine Bildungskompetenz voraus, die das explizite Zitat noch übersteigt. Denn sie teilt mit ihm ein exklusives Insiderwissen, welches den Redeschmuck erst richtig zum Funkeln bringt, den die „Diamanten und Perlen“ hier ganz buchstäblich repräsentieren, als ‚ornatus‘ einer bildungsbürgerlichen Konversation. Eine solche Anspielungskunst kann auch eine Metakommunikation mit dem Leser etablieren, etwa im Romanwerk Theodor Fontanes. Dieser läßt nur wenige Jahre später den Heine-Verehrer Crampas in der Verführungsszene von *Effi Briest* auf dieses Gedicht anspielen und signalisiert damit dem Leser, dass hier tatsächlich eine Liebesgeschichte beginnt.²³ Er setzt dabei beim Leser ebenso auf die Bekanntheit des Gedichts wie beispielsweise Karl Kraus, wenn dieser 1911 in *Heine und die Folgen* schreibt:

22 Heinrich Heine. „Buch der Lieder, Die Heimkehr, LXII“. *Sämtliche Werke*. Hg. Jost Perfhall/Werner Vortriede. München: Winkler, 1969. Bd. 1, S. 156.

23 Theodor Fontane. „Effi Briest“. *Werke, Schriften und Briefe*. Hg. Walter Keitel/Helmut Nürnberger. München: Hanser, 2. Aufl. 1970ff. Abt. I. Bd. 4, S. 137.

So kommt der Tag, wo es mich nichts angeht, daß ein Herr, der längst Bankier geworden ist, einst unter den Klängen von ‚Du hast Diamanten und Perlen‘ zu seiner Liebe schlich.²⁴

Dasselbe Zitat dient bei Kraus zur Kritik an der Allgegenwart Heines noch in den kommerziellsten Kontexten, hier auch mit einem antisemitischen Unterton. Kraus stellt Heine dazu vor sein Fackelgericht, um ihn als Stammvater des deutschsprachigen Feuilletons anzuklagen und zu verurteilen.

Spitteler spielt in seinem Artikel *Vom Citieren* in analoger Weise mit seinem Leser: Er setzt dessen literarische Bildung voraus, um deren Veräußerlichung zu kritisieren. Dabei versucht Spitteler jedoch nicht, die zitierten Geistesgrößen zu seinen Verbündeten zu machen. Ja, die Anmaßung, „in vornehmer Begleitung einherzustolzieren“, sei ein wesentliches Motiv der bürgerlichen Zitierkultur, diagnostiziert er gegen Schluss seines Artikels. Dabei sei der zitierte Schriftsteller ja tot, könne sich also gegen eine solche Vereinnahmung nicht mehr wehren und „den verdienten Fußtritt nicht abstatten“ – im Zusammenhang mit der Schillerfeier von 1905 wird Spitteler selbst einen solchen Fußtritt inszenieren.

Im Schlussabschnitt des Artikels spießt Spitteler den konkreten Fall einer solchen Vereinnahmung auf: das „olympische Wettkriechen um Göthes Namen“. Dabei sei Goethe ein Ausnahmefall: Während man die anderen Dichter wegen der Inhalte ihrer Worte zitiere, zitiere man Goethe aus loyaler Andacht, „wie man das Bildnis unseres lieben gnädigen Großherzogs aufhängt“:

Denn Göthe ist regierender Dichturfürst und Oberkommandirender aller deutschen Versfüße mit dem Lorbeer erster Klasse. Wie es nun auffallen würde, wenn das Bildnis seiner Majestät des Kaisers in eines Menschen Hause fehlte, so nähme es sich unnatürlich und unanständig aus, wenn ein deutsches Buch, worüber es auch handle, nicht wenigstens einmal Göthe citierte.

Spittelers spitze Bemerkung trifft nicht nur die Goethe-Verehrer im Allgemeinen, sondern gleichzeitig auch die Untertanenmentalität im deutschen Kaiserreich. Der Leser der *Schweizer Grenzpost*, der sich auf der schweizerischen Seite der Grenze befindet, mag die doppelte Spitze auch politisch auskosten. Den Dichturfürsten Goethe liefert Spitteler allenfalls dem deutschen Kaiserreich aus – für Schiller wird Spitteler, wie noch zu zeigen ist, mehr helvetisch-republikanische Sympathien mobilisieren.

Beim deutschen bildungsbürgerlichen Leser hingegen sammelt Spitteler seine satirischen Punkte am Ende des Artikels mit dem Beispiel eines Heuschreckenforschers, der seine zoologische Studie noch mit einem Goethezitat

²⁴ Karl Kraus. „Heine und die Folgen“. *Die Fackel*, Nr. 329/330, 31.8.1911, S. 17.

garniert habe. So wendet sich die feuilletonistische Ironie zu einer Gelehrtensatire, wie sie im Feuilleton nicht selten ist. Einen Monat vor dem Artikel zum *Citieren* hatte Spitteler am 10. Januar 1886 in der *Grenzpost* bereits seine *Enthüllungen über das Treiben der deutschen Professoren* publiziert, die im Juli auch noch im Sonntagsblatt des *Bund* erscheinen.²⁵ Die Gelehrtensatire wird hier im Wesentlichen eine Sprachsatire, welche den Sprachgebrauch der akademischen Welt aufspießt.

Als solche ist sie für alle potentiellen Leser Spittelers diesseits und jenseits der Grenze genießbar. Spitteler übernimmt denn auch diesen letzten Abschnitt des Artikels *Vom Citieren* unter dem neuen Titel *Auch ein Goethezitat* in die *Lachenden Wahrheiten*.²⁶ In diesem Buchkontext liest sich der Abschnitt, der nun ausschließlich die verkorkste Berufung auf Goethe glossiert, schon wie eine jener Sprachglossen, die ein Karl Kraus in der gleichen Zeit in seiner *Fackel* zu publizieren beginnt.

Mit dem Artikel *Vom Citieren*, wäre er konsequent, sollte Spitteler eigentlich bereits 1886 sein letztes Wort zum Thema gesprochen haben, längst bevor er 1902 behaupten wird, er habe niemals zitiert. Doch die ironische Selbstkasteiung des Feuilletonisten, der sich gegen den Trend seines *Büchermann*-Zeitalters auferlegt, niemals zu zitieren, erlaubt natürlich markierte Ausnahmen. Besonders signifikant, dass Spitteler sie sich gegenüber Nietzsche gestattet, dessen explizite Bildungskritik in den Basler Vorträgen er nicht kennt. Erst auf Drängen von Widmann setzt er sich 1888 als Feuilletonist im Sonntagsblatt des *Bund* mit *Friedrich Nietzsche in seinen Werken* auseinander.²⁷ Hier verspricht er einleitend:

Wir enthalten uns nur mit Mühe der Zitate; allein wollten wir bei Nietzsche zu zitieren beginnen, dann müsste uns zuvor der „Bund“ Extrasonntagsblätter bewilligen. (IX, 374)

Von da an macht Spitteler das Zitieren zum ironischen ‚running gag‘ seines Artikels; er gönnt sich und damit auch Nietzsche gelegentlich „ausnahmsweise ein einziges winziges Zitat“ (IX, 374) und meint anlässlich der *Fröhlichen Wissenschaft*: „Auch hier müssen wir unser Gelübde brechen und

25 Carl Spitteler. „Enthüllungen über das Treiben der deutschen Professoren“. *Grenzpost* 10.1.1886ff. und in: Sonntagsblatt des *Bund* 4.7.1886 (VII, S. 337-347). Vgl. Peter Utz. „Professoren und andere Zerstreuungen. Auf einem ‚Universitätsbummel‘ mit dem literarischen Feuilleton“. *Gelehrte in der deutschsprachigen Literatur: Physiognomien, Gattungen, Kontexte*. Hg. Georg Gerber/Robert Leucht/Werner Michler/Clemens Özelt/Christian van der Steeg. Wien: new academic press, 2019, S. 127-147.

26 Er ist in der 1., 3. und 4. Auflage enthalten, allerdings nicht in derjenigen von 1908 (X, S. 303).

27 Sonntagsblatt des *Bund*, 1.1.1888 (IX 372-386).

zitieren.“ (IX, 383) Am gleichen Werk kritisiert er allerdings „die unnütze Betätigung einer allzu umfassenden, den Autor selbst hindernden Belesenheit (Zitate aus aller Welt bis auf die neuesten französischen Romanciers herab)“ (IX, 381) Er wirft also Nietzsche eine bildungsbürgerliche Prunkelei mit Zitaten vor, die ihn in seinem eigenen Vorsatz, nicht zu zitieren, nur bestätigen kann. Trotzdem teilt er mit Nietzsche das Paradox, dass jede Kritik an der Bildungskultur diese voraussetzt und sogar noch weiter befördert.

Diese Paradoxie kann das Zitieren selbst aufspalten. Walter Benjamin hat später an Karl Kraus den Gegensatz zwischen dem „strafenden“ und dem „rettenden“ Zitieren ausgemacht.²⁸ Einerseits zitiert Kraus das hohle Wortgeklänge der bürgerlichen Bildungskultur strafend vor sein Fackelgericht. Andererseits beruft er sich jedoch auch, als Maßstab seiner Kritik, auf ‚seine‘ Klassiker, indem er ihre Worte affirmativ aufruft. Dies auch, um diese selbst vor jener anderen, falschen zitierenden Vereinnahmung zu retten. Kraus schafft sich dazu mit seiner *Fackel* eine auf ihn eingeschworene Kommunikationsgemeinschaft, eine eigene Zelle des Bildungsbürgertums, die der Autor bei seiner Kritik am Missbrauch der Klassiker bedingungslos auf seiner Seite weiß.

In diese Richtung geht auch Spitteler, mit seinen *Lachenden Wahrheiten*. Wie Kraus versucht er, die Klassiker vor falscher Vereinnahmung in Schutz zu nehmen. Doch anders als Kraus will er dabei nicht zu „rettenden“ Zitaten greifen. Denn wenn das Zitieren grundsätzlich verdächtig geworden ist, kann man es auch nicht dazu einsetzen, um mit den Klassikern gegen die Klassiker-Verehrer vorzugehen – Spitteler sucht deshalb andere, neue Wege der gebildeten Bildungskritik.

Dazu fühlt sich Spitteler besonders im Falle Schillers herausgefordert. Schon 1889 rät er dem Theater in der Schweiz zu einer Prise Idealismus; der Schweizer brauche „den schillerschen Redeschwung, in ch gestimmt“ (VII, 564). In der Schweiz ist Schiller ohnehin dank dem *Tell* längst heimatberechtigt. Darum reagiert Spitteler auch aggressiv auf die angebliche Herabsetzung Schillers durch den Goethekult, in dem er ein zentrales Symptom des deutschen Bildungsdünkels erkennt. 1903 holt er in der *Neuen Zürcher Zeitung* unter dem Titel *Der degradierte Schiller* zu einem Schlag aus gegen diejenigen, die Schiller herabsetzen, indem sie Goethe zum „größten Dichter der Deutschen“ hochstemmen, „im Reklamestil nach dem Rezept: ‚Odol unstreitig das beste Zahnwasser‘“.²⁹ Dabei sei durchaus zu erwägen, ob nicht Schiller vorzuziehen sei – Spitteler beruft sich hierzu auf Gottfried Keller und Jacob Burckhardt. Jedenfalls sei kaum ein gegenwärtiger Autor in der

28 Walter Benjamin. „Karl Kraus“. *Gesammelte Schriften*. Hg. Rolf Tiedemann/Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980, Bd. II. S. 334-367, hier bes. S. 362f.

29 „Der degradierte Schiller“. *Neue Zürcher Zeitung*, 19.8.1903.

Lage, auch nur „ein halb Dutzend fünffüßiger Jamben“ mit Schillers Wucht hinzuwerfen.

Für die *Lachenden Wahrheiten* akzentuiert Spitteler diese Polemik noch und er schließt sie mit einer Spitze, die wieder direkt auf den deutschen Literaturbetrieb zielt:

Wer Schillers Namen anders als mit der größten Ehrfurcht und Bewunderung nennt, kann selber nichts. Darauf können Sie sich verlassen. Für Deutschland aber ist es unrühmlich, daß es sich, ohne zu mucksen, seinen Schiller hat in den zweiten Rang hinunterdrücken lassen. (VII, 639)

Dabei vermeidet es Spitteler aber konsequent, mit eigenen Schiller-Zitaten ‚seinen‘ Schiller gegen Goethe zu retten.

Die Feiern zu Schillers hundertstem Todestag 1905, die im ganzen deutschsprachigen Raum begangen werden, veranlassen Spitteler dazu, Schiller nicht nur gegen Goethe in Schutz zu nehmen, sondern auch zu glossieren, was die Deutschen mit Schiller anrichten, wenn sie ihn feiernd vereinnahmen.³⁰ Dies nimmt er vorweg, indem er bereits im Februar des Jubeljahrs in der *Neuen Zürcher Zeitung* eine Satire unter dem Titel *Die Hauptprobe zur deutschen Schillerfeier* veröffentlicht.³¹ Er imaginiert dazu eine Schillerfeier in einer Kirche, zu der neben dem Festredner und dem Publikum auch ein Chor jener Zeitgenossen aufmarschiert, die sich in Schillers Namen selbst feiern wollen:

*(Eine festlich geschmückte Kirche. Auf den Bänken des Schiffes das Publikum.)
Feierlicher Einzug der vereinigten Realisten, Naturalisten, Symbolisten, Primitivisten, Dekadenten, Neuromantiker, Modernen, Überbrettler, Scharfrichter, Jungen, Nichtmehrjungen, usw. usw., hinter ihrem Dirigenten und Regisseur Nationalkapellmeister Streber.*

Die folgende „Hauptprobe“ zur Schillerfeier wird immer wieder gestört: Nicht nur verwechseln der Festredner mit dem Namen „Dr. Michel Genialowitz Modernefritz“ und der „Nationalkapellmeister Streber“ immer wieder Schiller mit Goethe. Im Publikum findet sich mit einem „Ulrich Knurr“ auch ein Kritiker, der die pathetischen Blasen des Festredners mit seinen Zwischenreden platzen lässt, zum Beispiel:

Der Redner: So weit die deutsche Zunge reicht –
Knurr: Hat man sie gegen Schiller höhnisch herausgestreckt.

30 Zur Schillerfeier von 1905, mit knappem Seitenblick auf Spitteler vgl. Peter Utz, *Die ausgehöhlte Gasse. Stationen der Wirkungsgeschichte von Schillers ‚Wilhelm Tell‘*. Königstein: Athenäum, 1984. S. 192ff.

31 *Neue Zürcher Zeitung*, 19.2.1905.

Der Außenseiter Knurr wird in dieser Funktion zu einem frühen Vorläufer des Nörglers in Kraus' *Letzten Tagen der Menschheit*, als Sprachrohr des Autors und als Zeugnis dafür, dass es innerhalb der verlogenen bildungsbürgerlichen Festgemeinde eigentlich keine kritischen Stimmen mehr geben kann. Als der Festredner nicht nur verspricht, man werde künftig „an einem Tag Schiller öfter zitieren als früher in zwanzig Jahren“ und als er sich selbst in die „Nachfolge“ Schillers stellt, verlässt Knurr den Raum, nicht ohne in dieser „Nachfolge“ die „Verpöbelung der Gesinnung, die Verlästerung der Poesie, des Pathos, des Schwunges, des Rhythmus, [...] die Drehung des Dramas nach dem lumpigsten Zeitgeist, seine Vermietung in den Dienst der Tendenz“ zu geißeln.

Nach der Veröffentlichung der Satire in der *Neuen Zürcher Zeitung* erwartet Spitteler, wie er an Widmann schreibt, Proteste in Deutschland, die auch seinen dort „just emporkeimenden, zarten Ruhm“ gefährden könnten.³² Doch offenbar findet die Satire dort auch positive Echos; im März berichtet er Widmann, man habe sie „in Deutschland citiert im Berliner Börsencourier u. der Berliner Deutschen Tageszeitung“.³³ Spitteler, der selbst niemals zu „citieren“ versprach, freut sich offenbar über dieses Zitiertwerden. Und es ermutigt ihn, für die unmittelbar bevorstehende zweite Ausgabe der *Lachenden Wahrheiten*, die im Jahr 1905 erscheint, nochmals nachzulegen. An Widmann schreibt er:

Ich habe sie [die *Hauptprobe zur deutschen Schillerfeier*] etwas umgearbeitet, nicht in der Richtung nach Milderung, im Gegenteil, noch schärfer; aber einige Spässchen, die zu gemütlich waren, weg; kurz Umarbeitung des Feuilletons zum Buch.³⁴

Das zeigt, wie genau sich Spitteler der jeweiligen medialen Möglichkeiten bewusst ist: Anders als im Feuilleton ist er in den *Lachenden Wahrheiten* allein Herr und Meister über seinen Text. Aus dem Feuilleton, das auch diesbezüglich eine ‚Hauptprobe‘ darstellt, wird im Buch die Realsatire der *Rede des Dr. Michel Genialowitz Modernefritz an der Schillerfeier*, wie der Text nun heißt. Schon die szenographische Einleitung zeigt den entscheidenden Unterschied:

Eine festlich geschmückte Kirche. Auf den Bänken des Schiffes Publikum. Eine Schillerbüste. Feierlicher Einzug der vereinigten Realisten, Naturalisten, Primitivsten,

32 Spitteler an Widmann, nach 19.2.1905. Stauffacher. Briefwechsel Spitteler-Widmann (wie Anm. 9), S. 389.

33 Spitteler an Widmann, nach 22.3.1905. Stauffacher. Briefwechsel Spitteler-Widmann (wie Anm. 9), S. 396. Diese Verweise sind bisher nicht identifiziert.

34 Ebd.

Symbolisten, Jem'enfoutisten, Verlainianern, Baudelairianern, Findesiecler, Dekadenten, Neuromantiker, Modernen, Jungen, Nichtmehrjungen, Freien Bühneler, Überbrettler, Kabarettler usw., hinter ihrem Dirigenten und Regisseur Kapellmeister Streber. (VII, 704)

Zur noch aufgeschwemmten Masse aktueller Schillerverehrer kommt neu, und das ist entscheidend, „eine Schillerbüste“. Als der Festzug an ihr vorbeischiebt, meldet sie sich ein erstes Mal zu Wort:

Die Schillerbüste: Dies sind meine lieben Söhne, an welchen ich ein Wohlgefallen habe. (Eine Taube schwebt über dem Zug hernieder) (VII, 704)

Die ironische Anspielung auf das Gotteswort (Matth. 17, 5) und die christliche Taubensymbolik entlarven für den, der sie zu lesen versteht, die Schillerfeier in der Kirche als einen säkularen Ersatzkult; Bildung als neue Religion der Bürgersekte. Dabei geht es nicht mehr nur um die „Hauptprobe“, wie in der feuilletonistischen Erstfassung, sondern um den feierlichen Ernstfall der Schillerfeier. In ihr müsste die gottväterliche Autorität eigentlich dem Dichter zukommen, auch wenn dieser nur in Gips präsent ist.

Die „lieben Söhne“ der Schillerverehrer bringen in der Fassung für die *Lachenden Wahrheiten* jedoch die Feier noch mehr zum Entgleisen. So häufen sich die Verwechslungen von Schiller mit Goethe, und Zwischenrufe nicht nur vom nörgelnden Knurr, sondern auch aus dem übrigen Publikum stören das Ritual. Da muss schließlich die Schillerbüste selbst eingreifen. Sie hält am Ende der Feier den Schillerverehrern und der Gegenwart, die sich für modern hält, eine lange Standpauke. Sie sagt, unter der „Nachfolge Schillers“, die der Festredner auch hier anzutreten behauptet, verstehe die Gegenwart nichts als

[...] den grinsenden Hohn gegen das Erhabene, das Große, das Gesunde, den Haß gegen das Ideal, die Abwesenheit des künstlerischen Ernstes, die Entthronung der Poesie durch die Prosa, der Ewigkeit durch den Zeitgeschmack [...]. (VII, 711)

Und sie nimmt dem Festredner das Wort aus dem Mund, wenn dieser in seiner Lobhudelei fortfahren will, um zu demonstrieren, wo überall dieser verlogene Kult sich ausbreite:

[...] in euren Cliques, Banden und Reklamen, euren internationalen Geschäftchen und Rückversicherungen, in eurer Überzeugungslosigkeit und Würstigkeit, in euren Verwandlungskünsten, in eurem piffigen Trick, Anstoß erregend, um Aufsehen zu gewinnen, den albernsten Launen der Mode, den Einflüsterungen des lumpigsten Zeitgeistes folgend, jede beliebige Kokarde auf den Hut steckend, die jeweiligen Erfolg verspricht, und

das Glaubensbekenntnis von morgen beschwörend, das ihr noch gar nicht kennt. – (VII, 711f.)

Diese Strafpredigt an die Gegenwart trägt die Schillerbüste „mit Stentorstimme“ vor – eine Bildungsreferenz aus der *Ilias*, die im zeitgenössischen Lexikon zur Mythologie von Roscher in zwei langen Spalten erklärt werden muss.³⁵ Bildung ist also einmal mehr die Voraussetzung von Spittlers Satire. Sie wird Teil seiner Zeitkritik. Zusammen mit der Polemik gegen *Die Degradierung Schillers* setzt Spittler diese Satire in allen Ausgaben der *Lachenden Wahrheiten* ab 1905 an den Schluss. So wirkt sie im Buch wie ein indirektes Echo auf den einleitenden *Kunstfron und Kunstgenuß*, denn dieser endet mit einem Angriff auf die falsche „Vergötterungspflicht“ und die Vereinnahmung „toter Meister“, an deren „gestohlenem Glanze“ man sich bereichert (VII, 583). Die Parteinahme für Schiller schließt diese bildungskritische Klammer.

Indem Spittler nun die Schillerbüste selbst in seiner Schillerfeier das Wort ergreifen lässt, beruft er sich zwar auch auf die Autorität des Klassikers. Es ist jedoch Spittler, der hier der Schillerbüste die Stimme leiht, und nicht Schiller, der gegen den aktuellen Literaturbetrieb zum Einspruch mobilisiert würde. Dies praktiziert etwa Karl Kraus, wenn er ebenfalls zur *Schiller-Feier* 1905 in der *Fackel* seitenweise Schiller-Gedichte abdruckt und deren aktualisierbare Spitzen, besonders gegen die Journalisten, gesperrt hervorhebt.³⁶ Spittler hingegen hält sich hier an sein eigenes Gebot: „niemals citieren“. Keine Schillerzitate zur Schillerfeier, keine Schillerzitate gegen die Schillerverehrer.

Und doch „citiert“ Spittler hier Schiller, aber im juristischen Sinne des Worts: Spittler lässt ihn als Zeuge und Ankläger auftreten, um dem Literaturbetrieb der Gegenwart unter Schillers Namen, aber mit seinen eigenen Worten die Leviten zu lesen. In dieser literarischen Rollenrede kann sich Spittler als Autor auch von den Zwängen der Zeitung emanzipieren; die Erstfassung der *Neuen Zürcher Zeitung* wird für das Buch zu einem literarischen Text eigenen Rechts ausgebaut. Als solcher setzt der szenische Dialog in den *Lachenden Wahrheiten* einen dramatisch-satyrischen Schlusspunkt. Die Literatur- und Kulturkritik wird selbst Literatur; Spittlers Szene wird zu jenem Tribunal, vor das er seine Gegenwart zitiert. Das ist eine neue, kreative Wendung seiner gebildeten Bildungskritik.

35 Wilhelm Heinrich Roscher. *Ausführliches Lexikon der griechischen und römischen Mythologie*. Leipzig: Teubner, 1909-1915, Band 4. Sp. 1424-1425.

36 Karl Kraus. „Schiller-Feier“. *Die Fackel*, 180-181 (1905), S. 39-50. Vgl. Utz. *Ausgehöhlte Gasse* (wie Anm. 30), S. 220ff.

